

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte  
**Band:** 53 (1973-1974)  
**Heft:** 6

**Artikel:** In Trubschachen  
**Autor:** Meyer, E.Y.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-162865>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 07.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Boston 1970; «Why are we so blest?» New York 1972. – <sup>36</sup>Kofi Awoonor, geb. 1936 in Ghana. «Night of my Blood», «This Earth, my Brother», beide New York 1971. – <sup>37</sup>Ed. du Seuil, Paris 1968. Vgl. die Rezension von Gerda Zeltner-Neukomm in der NZZ vom 22. November 1968, Fernausgabe 321. – <sup>38</sup>Alex la Guma, geb. 1925 in Cape Town, Südafrika. «A Walk in the Night», Ibadan 1962, d. h. im unabhängigen Nigeria erschienen. – <sup>39</sup>Bloke Modisane, geb. 1923 in Sophiatown, Südafrika. «Blame me on History», London 1963. – <sup>40</sup>Dennis Brutus, geb. 1924 in Salisbury, Rhodesien. Präsident der Sanroc, des «South African Political Olympic Com-

mittee», und Direktor der «World Campaign for the Release of South African Political Prisoners». Neben dieser Tätigkeit schreibt Brutus eine Lyrik subtilster Art: «Sirens, Knuckles, Boots», Ibadan 1963; «Letters to Martha», London 1968; «Poems from Algiers», University of Texas 1970. – <sup>41</sup>In Renato Berger, «Der nigerianische Konflikt als Problem für die geistige Elite», in *Afrika heute*, Bonn, August 1968. – <sup>42</sup>Mabel Segun, Nigeria, «Konflikt» in «Schwarzer Orpheus», Neue Sammlung, ausgewählt und übertragen von Janheinz Jahn, München 1964. – <sup>43</sup>Rowohlts deutsche Enzyklopädie, Nr. 109, S. 22.

E. Y. MEYER

## In Trubschachen

Nach dem Winterfahrplan – gültig vom 26. September bis zum 27. Mai – erreicht man Trubschachen von Biel aus mit der SBB (Schweizerische Bundesbahn) über *Lyss* (fünfzehn Uhr achtunddreissig) und *Bern* (fünfzehn Uhr siebenundfünfzig), wo man vom Schnellzug mit Speisewagen in einen *Bummeler* (Bummelzug) der Linie Bern–Luzern umsteigen muss, über *Ostermundigen* (sechzehn Uhr sechzehn), *Gümligen* (sechzehn Uhr neunzehn), *Worb*–SBB, im Gegensatz zu Worb VBW, der Endstation der Vereinigten Bern–Worb-Bahnen – (sechzehn Uhr vierundzwanzig), *Tägertschi* (sechzehn Uhr dreissig), *Konolfingen* (sechzehn Uhr vierunddreissig), *Zäziwil* (sechzehn Uhr einundvierzig), *Bowil* (sechzehn Uhr fünfundvierzig), *Signau* (sechzehn Uhr neunundvierzig), *Emmenmatt* (sechzehn Uhr dreiundfünfzig) und *Langnau* (sechzehn Uhr siebenundfünfzig) um siebzehn Uhr nullsieben. –

Der genau dreizehn Minuten dauernde Aufenthalt in Bern (von fünfzehn Uhr siebenundfünfzig bis sechzehn Uhr zehn) würde nach dem Umladen

des Gepäcks höchstens noch einen kürzeren Rundgang durch den seit Jahren im Umbau befindlichen und jetzt kurz vor der Beendigung stehenden neuen Berner Bahnhof, auf keinen Fall aber ein Verlassen der weitläufig und mehrgeschossig angelegten Überbauung erlauben. Mehrere Kioske mit vielreihigen Zeitschriften- und Zeitungsauslagen würden aber Gelegenheit bieten, sich für die einstündige, von drei bis vier Minuten langen Aufhalten an zehn Stationen unterbrochene Reise im Bummler mit Lesestoff einzudecken, würde der nun aus irgendwelchen *Hefli* (vorwiegend deutschen Illustrierten), Tages- oder Wochenzeitungen (der *Neuen Zürcher Zeitung*, der *Weltwoche*, dem *Blick*, dem *Bund*, dem *Emmenthaler-Blatt*) bestehen. Das Einnehmen eines Getränkes oder eines kleinen Imbisses im Selbstbedienungsrestaurant oder im Express-Buffer würde die Zeit hingegen wieder nicht zulassen, aber nach einem normalen, ordentlichen Mittagessen in Biel und dem Einnehmen eines Getränkes im Speisewagen auf der Fahrt von Biel nach Bern würde sich auch weder das eine noch das andere aufdrängen. Trotz der Festtagszeit würde es nicht schwer sein, die bereits hier in Bern in den Zug gestiegenen, aus dem Gebiet des Emmentales stammenden Landbewohner von den übrigen Zugsinsassen zu unterscheiden. Wahrscheinlich würden viele von ihnen den zweiten Weihnachtstag, den *Stephanstag*, dazu benutzen, um wieder einmal ihre Verwandten oder Bekannten in der Stadt zu besuchen, so wie ihn umgekehrt sicher auch viele Städter dazu benutzen würden, um ihren Verwandten oder Bekannten auf dem Lande einen weihnächtlichen Besuch abzustatten. Die meisten würden den Zug rechtzeitig genug bestiegen haben, geduldig auf dessen Abfahrt warten und an ihrer althergebrachten bäuerlichen Sonntagsbekleidung zu erkennen sein: Männer in Anzügen aus festem, braunem Wollstoff mit dazu passenden flachen, schmalrandigen, schwarzen oder braunen Hüten auf dem Kopf, mit bis zuoberst zugeknöpften, nur noch selten kragen- und krawattenlosen Hemden und schwarzen oder braunen Gilets, einige von ihnen gekrümmte Pfeifen rauchend und grosse, halbleere Rucksäcke tragend, Frauen in langen, faltigen Röcken und dicken, dunkelfarbigen Strickjacken, Kopftücher um die aufgesteckten Haare geschlungen und Henkelkörbe, deren Inhalt mit grossen Tüchern bedeckt ist, auf dem Schoss haltend, Kinder in – vor allem bei den halbwüchsigen Knaben an Kittelärmeln und Hosenbeinen – zu stark verkleinert erscheinenden Erwachsenenkleidern, ihrerseits Plastiktragtaschen aus den Warenhäusern der Stadt tragend – die meisten mit wind- und wettergebräunten Gesichtern und schweren, zerarbeiteten Händen ...

Während der Fahrt würden sich von Station zu Station immer mehr solche Leute im Zug befinden – zu denen, die den Zug bereits in der Stadt bestiegen haben, würden sich nun noch diejenigen gesellen, die die Bahn

nur innerhalb eines kleineren, nicht bis zur Stadt reichenden Gebietes benutzen und in den Bummelzügen meist in der Mehrzahl sind – seien das nun die Bauern – die Meistersleute – selber (obwohl einige Grossbauern ihre Fahrten sicher nur noch im eigenen Auto, vorzugsweise einem *Mercedes*, zurücklegen würden) oder seien das – unter sich, nur von ihren Kleidern her, nicht mehr so leicht voneinander zu unterscheiden – Pächter, Küher, Käser, Bedienstete auf den Höfen wie die Melker, Karrer, Traktorführer, Knechte, Mägde, Lehrbuben und Lehrtöchter oder Leute, die zu den Bauern und Pächtern auf die Stör gehen wie der Störenmetzger, die Näherin, die Wäscherin, der Schnapsbrenner und der Klauenschneider, obwohl auf alle Fälle der Brenner und wahrscheinlich auch der Metzger und der Klauenschneider für die Fahrt zu ihren Arbeitsplätzen ebenfalls ihre eigenen Fahrzeuge benutzen würden ... Möglicherweise würde sich auch ein invalider, blinder, tauber, stummer oder taubstummer Hausierer mit einem zerbeulten Kartonkoffer und – ist es ein *blinder* Hausierer – einem Blindenhund oder einem menschlichen Begleiter, vielleicht auch mit einem Blindenhund *und* einem menschlichen Begleiter im Zug befinden, mit Sicherheit jedoch kein Handelsreisender oder, wie man in der Schweiz sagt oder sagte, *Commis Voyageur* mit seinen Musterkoffern, da die Handelsreisenden schon lange – wie die meisten Grossbauern – nur noch im Auto unterwegs sind. Auch Jodler, Jodlerinnen, Alphornbläser und Fahنشwinger in Sennen- und Bernertrachten, die auf den Bahnhöfen vor der Abfahrt noch einen zum besten geben, würde man – obwohl man da Überraschungen erleben kann – zu dieser Zeit, in der keine kantonalen, regionalen oder eidgenössischen Schwing-, Jodler- oder Älplerfeste mehr stattfinden, kaum noch zu sehen bekommen ... Die Gewöhnung an die sich langsam, aber stetig ändernde Zusammensetzung der Zugsinsassen, aber auch die Gewöhnung an den bald nach Bern, in der Gegend von Konolfingen – dem Geburtsort Friedrich Dürrenmatts, wie man sich erinnert – eintretenden Landschaftswechsel, der Übergang vom flacheren Mittellandteil zum hügeligen, fast bergigen Emmental, würde nur langsam erfolgen und einen das Blättern und gelegentliche Lesen eines Abschnittes oder einer Bildlegende in Zeitung oder Heftli immer wieder vergessen lassen, bis man in der aus einer Sportzeitung entstandenen Illustrierten *Paris Match* zufällig auf einen längeren, reichbebilderten Artikel über den Herzog von Windsor – *Niemand wusste, dass das Schicksal diesen König und diese Schäferin verheiraten würde* – stossen könnte, der plötzlich die Aufmerksamkeit wenigstens so weit für sich in Anspruch nehmen würde, dass man der Reihe nach sämtliche Legenden unter den mehr oder weniger grossen, zum Teil auch ganzseitigen Fotografien lesen würde ... 1921. *Eduard, damals Herzog von Cornwall, ist noch ein schüchtern, streng erzogener junger Mann. «Die Marine wird ihn alles*

lehren, was er wissen muss», sagt sein Vater, König George V. ... Im gleichen Zeitraum in den USA, die kleine Wallis Warfield ... Mit seiner Grossmutter Viktoria. «Sie hat mir immer Angst eingeflösst», wird er später sagen ... Besuch der Vettern aus Russland: von links nach rechts, der zukünftige Eduard VIII., damals Prinz von Wales, Königin Mary, Königin Alexandra, Prinzessin Mary, Zar Nikolas II., Prinzessin Viktoria, der Zarewitsch Alexis (sitzend), König Eduard VII., Zarin Alexandra und König George V. umgeben von den Grossherzoginnen ... Mit 15 Jahren auf der «Hindustan» vor seinem Eintritt in die Marineschule ... Im Jahre 1917, Oberst der Grenadiers Guards an der italienischen Front ... 1921. Er tritt den Anstoss beim Fussballspiel Tottenham-Fulham ... 1924. Sturz mit «Petite Favorite» in einer Military-Prüfung. Die Liederdichter sticheln: «Der Prinz ist ein glänzender Reiter, der oft Wagnisse eingeht» ... Er macht sich bereit, der Gott von 500 Millionen Hindus zu sein. Besuch bei der Begum von Bhopal. Die Begum bleibt verschleiert unter dem Sonnenschirm. Der Prinz, in grosser Uniform, auf dem Kopf einen Kolonialhelm mit Spitze, schreitet zwischen den Trägern der Fliegenwedel voran ... 1922. Der Prinz von Wales besucht Indien. Oben: Eduard als Oberst der 35th Jacobs Horse. «Ich genoss eine orientalische Gastfreundschaft», sagte er, «wie ich glaubte, dass sie nur in Büchern existieren würde». Gemäss einem sehr genauen, von seinem Vater aufgestellten Programm legt er in vier Monaten 17000 km zurück. Er bedauert, dass die Polizei ihn von den Massen trennt. Antwort des Königs: «Ihr Besuch verschafft der Bevölkerung ein wirkliches Vergnügen, auch wenn man ihr nicht erlaubt, es zu bezeugen». Unter den Attraktionen der Reise nach Nepal, die traditionelle Tigerjagd, von zehntausend Eingeborenen vorbereitet. Aber Eduard hat den Tiger nicht selbst getötet ... Im Juni 1936: König seit sechs Monaten und noch für weitere sechs Monate. Eduard VIII. besichtigt in der Gala-Uniform eines Obersten der Walisischen Garde die «Yeomen» der Königlichen Garde, deren rot-goldene Uniform, von Halskrause und Hut abgesehen, immer noch die gleiche ist wie zur Zeit ihrer Erschaffung anlässlich der Thronbesteigung der Tudor im Jahre 1485 ... 1935: die Herzogin war einer der regelmässigen Gäste im königlichen Besitz von Fort Belvédère geworden ... Diese Fotos, in ganz England verbreitet, bildeten den Anfang des Skandals. Im August 1936 verbringt der König seine Ferien an der jugoslawischen Küste. Jeden Tag unternahm er eine Ruderfahrt mit Wallis ... Seite an Seite an einem Strand Dalmatiens in der Nähe von Cetinje ... 1935: er ist immer noch erst Prinz von Wales. Im August hatte er in der Nähe von Biarritz eine Villa gemietet. Wallis begleitete ihn mit einigen Freunden. Es ist die letzte Frist vor dem Jahr des Dramas ... «Ich lege meine Last nieder». Am 21. Dezember 1936 übermittelt dieser Marconi Bleiglanz-Detektorempfänger der Londoner Bevölkerung die Stimme des abdankenden Königs: die einen



*freuen sich, die andern sind tief bewegt ... – am 21. Dezember – ... Einige Stunden nach seiner Abdankung schiffte sich der Ex-König in der Nacht auf einem Torpedobootzerstörer der Navy ein und trifft sich mit seiner zukünftigen Frau in Frankreich wieder. Sie unternehmen gemeinsam eine lange Reise durch Europa auf der Suche nach einem Zufluchtsort, wo sie ihr Exil würden verbringen können. Zwei Monate später, am 8. März 1937, verleiht ihm sein Bruder George VI., der am 18. Mai gekrönt werden soll, mittels eines amtlichen Briefes seinen letzten Titel, indem er ihn für immer zum Herzog von Windsor ernennt ... 3. Juni 1937: ein dissidenter anglikanischer Priester vermählt sie im Schloss von Candé in der Touraine ...* Obwohl der Umstand, dass die schöne, geistreiche und gebildete Wallis Warfield, geschiedene Simpson, zudem noch Millionärin war, in den Legenden nicht berücksichtigt ist, würde die Illustrierte – nicht nur, weil man sie noch nicht ganz gelesen hat – bei der Ankunft in Trubschachen kurz nach fünf Uhr abends *nicht* bei den ausgelesenen Zeitungen und Heftli im nach Wiggen, Escholz-matt und schliesslich nach Luzern weiterfahrenden Zug liegen bleiben, sondern zusammen mit dem übrigen Gepäck, möglicherweise mit einem schweren, mit Büchern und warmen Wintersachen vollgepackten Koffer und einer ebenso schweren Reisetasche, den Zug verlassen. –

In den Tagen nach Weihnachten ist es in Trubschachen um diese Zeit schon dunkel. Den «Hirschen» finde man, wenn man vom Bahnhofplatz aus alles der Hauptstrasse entlang in Richtung Bärau Langnau gehe, ausgangs des Dorfes auf der rechten Seite der Hauptstrasse, erfährt man von den Trubschachern, die sich um diese Zeit noch auf der Strasse befinden, etwa von einem Bauern, der noch mit einem Pferdefuhrwerk oder -schlitten unterwegs ist, oder von einem Bauernbuben, der mit einem Hundewägelchen Milch in die Käserei fährt, wenn man sie danach fragt. Das Trottoir ist mit einer dicken Schicht vereisten Schnees bedeckt, und man muss auch dann vorsichtig gehen, wenn man keinen schweren, mit Büchern und warmen Wintersachen vollgepackten Koffer und keine ebenso schwere Reisetasche zu tragen hat, wenn man nicht hinfallen will. Die Hauptstrasse dagegen ist fast vollständig schneefrei. Der «Hirschen»-Wirt, Herr Rudolf Soltermann-Hirschi, kommt, wenn man der Serviertochter sagt, dass man gern ein Zimmer hätte, zur Begrüssung extra aus der Küche und fragt einen dann, während er einen, den oder die schweren oder auch weniger schweren Koffer und Reisetaschen für einen tragend, über eine steile und schmale Treppe ins obere Stockwerk und durch einen engen, niedrigen und schmalen, nur schwach beleuchteten, braungestrichenen Gang in ein Zimmer, ein Eckzimmer, das er noch frei hat, führt, höflich, wie lange man denn ungefähr bei ihnen zu bleiben gedenke. Selbstverständlich könne man noch zu Abend essen, und ob man während seines Aufenthaltes Voll- oder nur Halbpension wünsche, könne

man dann vor oder nach dem Abendessen noch seiner Frau sagen. Nachdem er sich erkundigt hat, ob einem das Zimmer gefalle, zeigt er einem dann auch noch die Toilette (das WC, den Abort) und das Bad, die sich dem Eckzimmer schräg gegenüber in dem sich hier erweiternden Gang befinden, wobei man, wenn man das Bad benutzen wolle, den Schlüssel dazu allerdings zuerst bei ihm oder seiner Frau holen und dann, nach der Benutzung des Bades, wieder ihm oder seiner Frau zurückbringen müsse, damit sie eine Kontrolle darüber hätten, wer das Bad benutze ...

Wenn man sich vor dem Hinuntergehen zum Abendessen noch waschen will, muss man die Seife und den Waschlappen dafür aus dem Koffer oder der Reisetasche nehmen, da wie in fast allen Gasthöfen und Hotels auch hier beim *Lavabo* (Waschbecken) an der Wand, die das Zimmer von dem seitlich angrenzenden Zimmer, das ganz auf die Strassenseite hinaus liegt, trennt, nur Handtücher bereit gelegt sind. Um den Koffer – wenn sich Seife und Waschlappen in ihm befinden – zu öffnen, legt man ihn am besten auf das Bett, das mit dem Kopfende an der Zimmerwand steht, die die Zimmertür enthält, wo man ihn dann auch liegen lassen kann, bis man vom Abendessen wieder hinaufkommen würde. Mantel, Halstuch und Pelzmütze hängt man an den Kleiderhaken an der Innenseite der Zimmertür, die sich gegen die Wand mit dem Lavabo zu öffnet und dabei, nach einer Drehung von etwas mehr als neunzig Grad, gegen einen an dieser Wand angebrachten roten Hartgummiring stösst. Die Handschuhe hat man in die Manteltasche gesteckt oder auf das Nachttischchen gelegt, das zwischen der Zimmertür und dem Bett steht. Über dem Bett hängt an der Wand, die die Zimmertür enthält und das Zimmer von dem seitlich angrenzenden Zimmer, das ganz auf das Nachbargrundstück hinaus liegt, trennt, eine aus einem Familienblatt – dem *Gelben Heftli*, dem *Schweizer Heim* oder der *Schweizer Familie* – ausgeschnittene, gerahmte, aber nicht hinter Glas gesetzte, farbige Fotografie eines aus einer Höhle hinausschauenden Fuchses. Die Seifenverpackung wirft man, ohne die *Silva-Cheques*, die *Avanti-Punkte* oder anderen Bons aus ihr herauszulösen, in den Papierkorb, der auf dem rechteckigen Linoleumstück steht, das unter dem Lavabo in den Holzboden eingelassen ist ... Dann, nachdem man sich gewaschen hat, erinnert man sich – wie fast jedesmal, wenn man sich anschickt, in einem neubezogenen Hotelzimmer zu übernachten – wieder an einen seiner Lehrer und daran, wie er einmal, in einem Wintersemester, in einer Vorlesung über Tod und Leben – «Der Tod als philosophisches Problem» – erzählt hat, dass er jedesmal, wenn er in einem Hotelzimmer übernachtete, daran denken müsse, dass er in dieser ihm völlig fremden, nichtssagenden – nichts über ihn aussagenden –, für einen nicht existierenden Durchschnittsgeschmack eingerichteten, von so und so vielen Menschen – ohne dass sie auch nur eine einzige Spur ihrer persönlichen

Anwesenheit hinterlassen hätten – vor ihm und von so und so vielen Menschen – ohne dass sie auch nur eine einzige Spur ihrer persönlichen Anwesenheit hinterlassen würden – nach ihm benutzten (nicht bewohnten) Umgebung, zu der er keinerlei, aber auch überhaupt keine Beziehung habe – und das sei ein ihm unerträglicher Gedanke – *sterben* könnte ...

Zum Abendessen wird man von der Wirtin, Frau Anna Soltermann-Hirschi, die einem am Fusse der Treppe aus dem Obergeschoss angesprochen hat, nicht in die Gaststube an der Frontseite des Gasthofes gegen Bärau Langnau zu, sondern an einen Tisch im vorderen Teil des an der Strassenseite gelegenen Sälis geführt, dessen hinterer Teil von einer hölzernen Harmonikaschiebewand vom vorderen abgetrennt ist und unter dem Eckzimmer, das man gerade erst belegt hat, enden muss. Nachdem man sich gesetzt hat, fragt einen die Wirtin – wie man es nach der Ankündigung ihres Mannes erwartet hat –, ob man sich schon für Voll- oder Halbpension entschieden habe, und gibt einem dann die Essenszeiten für Morgen-, Mittag- und Abendessen bekannt. Anschliessend bittet sie einen noch, den Anmeldezettel auszufüllen, und erkundigt sich, was man zum Essen zu trinken wünsche, es gebe *Steinpilzsuppe, Hackbeefsteak mit Spiegelei, Nüdeli, Endiviensalat und Fruchtsalat*. Bis sie einem – wieder persönlich – die bestellte Flasche Beaujolais und das Mineralwasser bringt, füllt man die Anmeldekarte mit Name, Vorname, Geburtsdatum, Beruf, Wohnadresse, Nationalität, Herreiseort und Reiseziel aus; danach vertreibt man sich die Zeit, indem man ein oder zwei Glas Wein trinkt und den – bis auf einen selbst – leeren Speisesaal und die übrigen gedeckten, in Reihen stehenden Tische betrachtet. Vor der Fensterreihe gegen die Strasse zu sind schwere, bis zum Boden hinunterreichende Vorhänge gezogen, die keinen Lichtschimmer mehr von draussen hereinfallen lassen und auch die Geräusche der hin und wieder am Gasthof vorbeifahrenden Motorfahrzeuge dämpfen. Durch die geschlossenen Türen von Säli, Gaststube und Küche werden auch die Geräusche aus der Gaststube, aus dem Radioapparat in der Gaststube und aus der Küche gedämpft, die nur etwas lauter zu hören sind, wenn ein Gast die Gaststube verlässt, um durch den Gang zwischen Säli und Küche die Toilette aufzusuchen oder um durch die Eingangstür den Gasthof zu verlassen, oder wenn ein neuer Gast die Gaststube betritt, wenn die Servier-tochter, der Wirt oder die Wirtin die Gaststube oder die Küche betreten oder verlassen. Man hört auch, wenn jemand über die Treppe am Ende des Ganges, der bei der Eingangstür beginnend zwischen Küche und Gaststube hindurch zur Hintertür führt, ins obere Stockwerk hinauf oder aus dem oberen Stockwerk hinunter steigt, wenn jemand die Hintertür öffnet oder wenn jemand in den Zimmern, die sich über dem vorderen Teil des Sälis befinden, herumgeht. Das von der Wirtin aufgetragene Essen würde einem



nach der etwas langwierigen Reise ausgezeichnet schmecken, und man würde sich über die Grösse der Portionen und die Beschaffenheit des Essens – im Hinblick auf den Umstand, dass man sich für *Vollpension* zu zwanzig Franken im Tag entschieden hat – noch keine Gedanken machen ...

Bevor man sich schlafen legt, räumt man die Kleider aus dem Koffer in den Schrank, der, dem Fussende des Bettes gegenüber, an der Wand gegen die Strassenseite zu steht, und stapelt die Bücher – unter ihnen eine alte Reclamausgabe von Kants «Kritik der praktischen Vernunft», der vierte und der achte Band der bei *Walter de Gruyter & Co.* erschienenen Akademie-Textausgabe von Kants Werken und zwei Kant-Biographien –, das Schreibzeug und den *Paris Match* auf den Tisch, der neben dem Schrank in der Ecke steht. Aus dem Fenster in der Wand, die zur Frontseite des Gasthofes gegen das Dorf zu gehört, kann man über einen grossen, jetzt tief verschneit daliegenden Gemüsegarten des Nachbargrundstückes hinweg einen Teil des sich links und rechts der Hauptstrasse entlangziehenden, jetzt ebenfalls tief verschneit daliegenden, vom Schnee und von den Strassenlampen schwach erhellten Dorfes erkennen. Dann hebt man den leeren Koffer vom Bett auf den ziemlich hohen, fast bis zur Zimmerdecke hinaufreichenden Schrank, wo man ihn nun – bis zu dem Tag, an dem man wieder abreisen würde – endgültig liegen lassen kann. Die zum Abhalten der Kälte vor den beiden Fenstern des Zimmers eingehängten Vorfenster verunmöglichen ein Schliessen der sich kalt und staubig anführenden, dunkelgrün gestrichenen Fensterläden, die an der Aussenseite des Gasthofes neben sämtlichen Fenstern eingehängt sind, so dass man sich zur Verdunkelung des Zimmers mit dem Ziehen der bis zum Boden reichenden, dünnen Stoffvorhänge begnügen muss. Da man Hände und Gesicht schon vor dem Essen gewaschen hat, kann man sich nun – angesichts der Kälte, die trotz des wahrscheinlich schon während des ganzen Tages warmen Zentralheizungsradiators immer noch in dem Zimmer herrscht – damit begnügen, noch die Zähne zu putzen, wobei man im Spiegel über dem Lavabo bemerkt, dass die Luft in dem Zimmer sogar so kalt ist, dass sich der Atem – wie in der kalten Luft draussen vor dem Gasthof – weiss in ihr abzeichnet. Zwischen zwei barchenen Leintüchern und unter einer dicken Wolldecke und einem schweren Deckbett kann man sich aber nach einiger Zeit, dank der mit dem Essen und dem Wein eingenommenen Kalorienmenge, eine angenehme Wärme verschaffen und – die kalte, angenehm frisch und unverbraucht erscheinende Luft einatmend – ruhig einschlafen ...

*(In diesen Tagen erscheint im Suhrkamp-Verlag das zweite Buch von E. Y. Meyer. Der Beitrag ist ein Abschnitt aus diesem Prosaband.)*